

Buchbesprechungen

Magie der Unterwelt

ROBERT MACFARLANE: **Im Unterland – Eine Entdeckungsreise in die Welt unter der Erde**, aus dem Englischen von Andreas Jandl & Frank Sievers, Penguin Verlag, München 2019, 560 Seiten, 24 EUR

Lange habe ich überlegt, ob ich diesen Superlativ verwenden soll – aber das Buch ›Im Unterland‹ des englischen Schriftstellers Robert Macfarlane zählt zu den zwanzig besten Büchern, die ich je gelesen habe. Macfarlane gehört zu den Vertretern des *Nature Writing*, die eine Naturbeschreibung praktizieren, die immer auch einen Bezug zu unseren Emotionen und Imaginationen herstellt. Der Autor entführt uns in tiefe Höhlen, Gruben, Schächte, unterirdische Stadtlabyrinth und atomare Endlager, um uns auf eine Schicht unseres Lebens aufmerksam zu machen, die oft übersehen wird. Wir leben, so Macfarlane, vorwiegend in einer »horizontalen Weltsicht«, mit einem Blick »tradiierter Flachheit«, der gerne das ausblendet, was unter unseren Füßen verborgen ist: »Das Unterland ist elementar für die materiellen Strukturen unserer Existenz ebenso wie für unsere Erinnerungen, Mythen und Metaphern.« (S. 24) So stellt das Buch ein ständiges Wechselspiel dar zwischen der realistischen Beschreibung unterirdischer Welten und dem Verweis auf Mythen, z.B. von Unterwelt- oder Höllenfahrten, die diese Sphären immer schon imaginativ umkreist haben. Alle diese verborgenen Welten können Staunen und Bewundern auslösen, aber auch Angst und Schrecken: Auf jeder Seite lernen wir, dass die Beschränkung auf die sichtbare Oberfläche nur die halbe Seite der Welt offenbart und dass diese dringend ergänzt werden muss durch den Blick auf das Unsichtbare, Versteckte und Verdrängte.

Wenn wir mit Robert Macfarlane in das »Unterholz« unserer Wälder eintauchen, so verstehen wir plötzlich, welche Bedeutung die weit ausgebreiteten Pilzgeflechte haben, welche die scheinbar isoliert dastehenden Bäume mit

Nährstoffen versorgen. Sie dienen auch als Alarmsysteme, um die Bäume z.B. vor einem drohenden Schädlingsbefall zu warnen. Macfarlane informiert uns darüber, dass dies bereits 1997 von der amerikanischen Waldökologin Suzanne Simard erkannt wurde, die lange vor den Bucherfolgen von Peter Wohlleben den Begriff des »*wood wide web*« prägte (S. 111). Ein solcher Blick in die Unterwelt erzeugt Gefühle der Freude und lässt uns das kooperative Verhalten der Natur bewundern, in der es nicht nur um den *survival of the fittest* geht.

Positive Gefühle bewirken auch Macfarlanes Exkursionen in das riesige Labyrinth unter der Stadt Paris, wo die Subkultur der *cataphiles* – verborgen vor den Blicken der eleganten Oberflächenbewohner – eine anarchistische Existenzform pflegt. Das Betreten dieser weiträumigen Tunnel, Grotten und Kanäle ist verboten und wird durch spezielle Polizeieinheiten – die *catacops* – geahndet, was Macfarlanes Streifzüge mit einem gewissen Nervenkitzel versieht. Begleitet von Kennern dieser Unterwelt zwingt er sich durch klaustrophobisch enge Schächte und wadet durch knietiefes Wasser, um schließlich in palastartige Gewölbe zu gelangen, wo Musik gemacht wird und sich interessante Menschen austauschen. (Vgl. S. 155ff.)

Ähnlich euphorische Gefühle kommen auf, wenn der Autor nach strapaziösen Wanderungen die Kollhellaren-Höhlen auf den norwegischen Lofoten erreicht und dort 3.000 Jahre alte Felsbilder erblickt, die ihn zu Tränen rühren. Was hatte die Menschen der Bronzezeit bewogen, so fragt er sich, derartig absejtige Bereiche aufzusuchen, um ausgerechnet dort ihren Göttern zu huldigen? Macfarlane erinnert sich hier an den irischen Begriff der

thin places, der Orte beschreibt, an denen die Grenze zwischen sinnlicher und übersinnlicher Welt durchlässiger wird. Es berührt ihn, dass die Urbevölkerung Skandinaviens, die unter harten Bedingungen leben musste, ihre Höhlen dennoch mit leuchtend roten Tanzfiguren ausschmückte, die Lebensfreude und ekstatische Vitalität verkörpern. (Vgl. S. 295ff.)

Ganz andere Empfindungen steigen auf, wenn wir dem Autor in die unzähligen Karsthöhlen Sloweniens folgen, die bis heute Orte des Schreckens geblieben sind. Tausende von Menschenknochen liegen hier immer noch herum, vor allem von Italienern, die dort während des Zweiten Weltkrieges von slowenischen Partisanen teils bei lebendigem Leib hinuntergestoßen wurden. Eine düstere Aura von Rache und Gewalt liegt noch heute über der von Raben, Murmeltieren und Steinböcken bewohnten Landschaft. An Felsabhängen, die etwa »Schachtgrab des wilden Apfelbaums« (S. 264) heißen, findet Macfarlane Hakenkreuz-Zeichen, mit denen sich heutige nationalistische Gruppen immer noch der einstigen Massaker rühmen, aber auch ergreifende Gedichte, die von der Qual der Opfer erzählen. »Das Problem besteht nicht darin«, schreibt er, »dass Dinge in tiefen Schluchten versinken – sondern, dass sie dort überdauern.« (S. 272)

Das gilt auch für tiefe Eisspalten in Grönland, in denen gefährliche Abfälle schlummern, welche die Amerikaner dort hinterlassen haben. Aus Angst vor der Okkupation Grönlands durch die Sowjets handelte die US-Regierung 1959 einen Vertrag mit Dänemark aus, der ihr erlaubte, unter dem Eis die Militärbasis »Camp Century« zu installieren, die von einem eigenen Atomreaktor mit Energie versorgt wurde. Man plante, 3.000 km unterirdische Schienen zu verbauen, um Hunderte von Abschussrampen für Atomraketen installieren zu können. Nach ihrem Abzug 1967 ließen die US-Truppen 10.000 Tonnen Baumaterial, Abwässer, Dieseltreibstoffe, polychlorierte Benzole und nuklearen Müll dort liegen, die heute wegen der Klimaerwärmung langsam wieder ans Tageslicht gespült werden. Der Öffentlichkeit wurde das Lager erst 1997 bekannt. Das langsame Auftauchen von »Camp

Century« ist ein furchteinflößendes Bild für das, was Sigmund Freud die »Wiederkehr des Verdrängten« nannte. Macfarlane erwähnt in diesem Zusammenhang den Begriff der »Solostalgie« (S. 367), der 2003 von dem Umweltphilosophen Glenn Albrecht geprägt wurde, um die seelischen Folgen der Zerstörung heimischer Natur und Landschaft zu beschreiben.

Die dunkle Aura dieses Wortes schwebt auch über Macfarlans letzter Unterweltfahrt, die ihn zu dem atomaren Endlager »Onkala« in Finnland führt, was übersetzt »kleine Höhle, Unterschlupf« heißt: eine krasse Verharmlosung, da diese Tunnelanlage während der nächsten 100.000 Jahre hochgiftiges Uran speichern soll, das eine Halbwertszeit von vier Milliarden Jahren hat. Macfarlane liest während seines Besuches in dem finnischen Nationalepos »Kalevala«, wo er verblüffende Parallelen findet. Immer wieder handeln diese alten Mythen von gefährlichen Schätzen im Untergrund, die Macht verleihen, aber auch Unheil bringen können. Einmal steigt der Held Väinämöinen auf der Suche nach energiereichem Material selbst ins »Unterland«, das in Wirklichkeit der Rachen eines begrabenen Riesen ist, »aller Bösen Bleibe« (S. 469). Macfarlane erschrickt über die symbolische Weisheit der alten Texte, die schon ahnten, dass der Mensch immer wieder mit gefährlichen Dingen spielt, die am Ende eine bleibende Bedrohung darstellen können.

Robert Macfarlans »Im Unterland« ist trotz beklemmender Szenen kein Buch, das einen mit Depressionen zurücklässt. Es zeigt einfach, dass in der geologischen Tiefe – wie in unserem Unterbewusstsein – viele Dinge verborgen sind, die wir genauer anschauen sollten: ökologische Netzwerke voller Weisheit, spirituelle Kunstwerke früher Menschen, echte Schätze und kreative Impulse, aber eben auch das Dunkle und Verdrängte, das wir lieber entsorgen wollen. Die enorme Farbigkeit seiner Sprache, die zuweilen funkelt wie das blaue Eis, dem er auf seinen Gletscherwanderungen begegnet, erlaubt tiefe Blicke in die Magie der Unterwelt, die so zugänglicher wird und dadurch auch etwas von ihrem drohenden Bann verliert.

Rüdiger Sünner

So disparat wie lesenswert

CHRISTOPHER CLARK: **Gefangene der Zeit. Geschichte und Zeitlichkeit von Nebukadnezar bis Donald Trump**, Deutsche Verlags-Anstalt, München 2020, 336 Seiten, 26 EUR

Durch sein 2012 (auf Deutsch 2013) erschienenes Meisterwerk ›Die Schlafwandler‹, in welchem er den tragischen Weg Europas in den Ersten Weltkrieg nicht als von einer einzigen Ursache bedingte Kausalkette, sondern als das »komplexeste Ereignis der Moderne«¹ nachzeichnete, ist der 1960 geborene australische Historiker Christopher Clark weltberühmt geworden, hierzulande geradezu populär auch durch einige gehaltvolle und schöne Fernseh-Dokumentationen. Abseits davon hatte bereits sein umfangreiches Buch ›Wilhelm II. Die Herrschaft des letzten deutschen Kaisers‹ (München 2009) aufhorchen lassen, worin es ihm gelang, mit Klarheit und Empathie ein differenziertes Bild dieses Menschen zu vermitteln, ohne in einschlägige Muster der restlosen Verdammung bzw. der Trivialpsychologie zu verfallen.

Religion, politische Macht und das Bewusstsein der Zeitlichkeit – das sind die verbindenden Themen einer nun von Clark erschienenen Sammlung, die einige von ihm über Jahre verfasste Essays zu sehr disparaten Themen vereint. Wer das Buch angekündigt findet bzw. zur Hand nimmt und den Untertitel ›Geschichte und Zeitlichkeit von Nebukadnezar bis Donald Trump‹ liest, ahnt angesichts des so allgemein gehaltenen Leitthemas schon, dass die einzelnen Essays nicht wirklich so stringent in Bezug zueinander zu bringen sind, wie der eingängige Titel ›Gefangene der Zeit‹ nahelegt.

Es handelt sich um zusammen 13 Essays, z.B.: ›Welche Bedeutung hat eine Schlacht‹ (S. 83ff) oder ›Die Zukunft des Krieges‹ (S. 247ff), in welchem anhand von Beispielen über die Wandlung der Rolle, des Charakters und der Wirkung von Schlachten und Kriegen reflektiert wird, und ›Von Bismarck lernen‹ (S. 107ff), dem man anmerkt, wie tief sich Clark in all den Jahren in die preußisch-deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts eingearbeitet hat, sodass er in sehr einleuchtender Weise (und Bismarck gegenüber keineswegs unkritisch) fünf Merk-

male Bismarckschen Führungsstils herausarbeitet, die jederzeit in Erwägung zu ziehen sind und deren Anfangsbuchstaben – o Wunder – das Wort Smart ergeben: »Suche die Provokation, Meistere das Chaos, Agiere unberechenbar, Rekrutiere den Boss, Trachte nach mehreren Zielen ...« (S. 118). Dann ›Leben und Tod des Generaloberst Blaskowitz‹, worin er dem rätselvollen Schicksal dieses seit 1939 in Polen eingesetzten hochrangigen Militärs nachgeht, der mehrfach energisch gegen die Gräueltaten an der polnischen Bevölkerung protestierte, sich aber keineswegs grundsätzlich gegen die Politik der Nazis positionierte und sich am Tag des Beginns seines Prozesses in Nürnberg das Leben nahm; und ›Psychogramme aus dem Dritten Reich‹, vor allem im Hinblick auf Heinrich Himmler hochinteressant.

Der Aufsatz ›Von Nationalisten, Revisionisten und Schlafwandlern‹ behandelt eine Art Wirkungsgeschichte seines berühmten Buches über den Ausbruch des Ersten Weltkrieges, beschreibt sachlich und mit Abstand (erstaunlich genug angesichts der Leidenschaft, die Clark für dieses Thema hat!), welchen Verdrehungen, Unterstellungen und Pauschalurteilen er sich ausgesetzt sah und sieht, insbesondere dem Vorwurf, er habe mit dieser Veröffentlichung der politischen Rechten zugearbeitet. Clark indes kommt auch hier zu einem ruhigen Resumé: »Der moralisierende und polemische Ton, der sich von Zeit zu Zeit in solche Debatten einschleicht, die Gepflogenheit, eine politische Motivation zu unterstellen, sind nicht immer hilfreich, doch sie sind wohl der Preis, den wir dafür zahlen, dass wir an einer Kultur teilnehmen, die Geschichte ernst nimmt und an ihre Macht glaubt, die Zivilgesellschaft zu verbessern.« (S. 304)

Nicht alle, die Clark schätzen und sich für seinen Blick auf die Welt interessieren, werden sich für sämtliche der in diesen Essays behandelten Themen erwärmen können. Indessen,

jeder Absatz ist durchzogen von der stupenden Kenntnis des Autors, der Reife und Ausgewogenheit seiner Urteile sowie der schönen Sprache und dem feinen Humor. Besonders zu Herzen geht die aufrichtige Wertschätzung der Arbeiten anderer Historiker – und gerade

solcher, deren Ansichten Clark zu Teilen für bekämpfungswert hält.

Johannes Roth

1 Christopher Clark: ›Die Schlafwandler‹, München 2013, S. 717.

Ein niederländisches Kleinod

MARJOLEINE DE VOS: **Das, was du suchst. Von der Sehnsucht nach dem Spazierengehen**, mit Fotografien von Anjo de Haan, aus dem Niederländischen von Christiane Burkhardt, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2021, 103 Seiten, 18 EUR

Auf dem Land zu wohnen und nicht in der Stadt, dazu noch auf dem flachen Land: wie langweilig, wird mancher Stadtbewohner denken – keine exklusiven Restaurants, keine Stadtteilbuchhandlung, keine Museen, keine Leute, mit denen man sich mal eben im Bistro um die Ecke treffen kann ...

Doch das flache Land im Norden von Groningen, die unmittelbare Nachbarregion von Ostfriesland, hat seine eigenen Reize, die sich allerdings erst dann erschließen, wenn man sich auf die stillen Geheimnisse dieser Landschaft einlässt und genauer hinschaut.

Und um das Sehen, ja das richtige Sehen, darum geht es in diesem Buch: »Es kann lange dauern, bis man weiß, was man sieht. Ja, es kann sogar lange dauern, bis man weiß, dass es überhaupt etwas zu sehen gibt. [...] Die meisten von uns wissen gar nicht mehr, wie man eine Landschaft liest, und das liegt nicht nur an uns, sondern auch an den Landschaften. [...] Auch hier im Hogeland in der Provinz Groningen, wo ich lebe und täglich spazieren gehe, hat die Zeit, dieser große Radiergummi, vieles verschwinden lassen. [...] Aber wie gesagt: Sehen muss man lernen.« (S. 11-15)

Marjoleine de Vos nimmt den Leser mit auf ihre Spaziergänge und erschließt einem Stück für Stück die Reize dieses nahe am Meer gelegenen und diesem abgerundeten, scheinbar nur flachen Landes. Herausragende Erhebungen sind z.B. die überall noch vorhandenen mittelalterlichen Dorfkirchen. Und wenn man die Geschichte dieser vermeintlich abgelegenen

Region näher anschaut, dann sieht man, dass es sich hier um altes Kulturland handelt, in dem im 15. Jahrhundert der früh-humanistische Gelehrte Rudolf Agricola, der Lehrer von Erasmus von Rotterdam, und der ebenfalls humanistisch gesonnene Wessel Gansfort ihre internationalen Kontakte pflegten.

»Deshalb ist es gut, etwas zu wissen, und sei es auch noch so wenig, damit die alte Landschaft einigermaßen lesbar bleibt. [...] Wer seine Lesebrille aufsetzt, sieht mehr in der Landschaft, Spuren und Zeichen, sodass sie noch schöner wird unter dem großen, abwechslungsreichen, weiten Groninger Himmel.« (S. 24) Diesen stets von wilden Kumulus-Gebirgen geprägten weiten Himmel erschließen vor allem – und das ist das ganz Besondere an diesem Büchlein – die schwarzweiß Fotografien von Anjo de Haan. Denn wie es der Zufall so wollte, entdeckte der Verleger des Büchleins, Jean-Claude Lin, in einer niederländischen Rezension ein Foto, das die Zeitung zu der Besprechung der Originalausgabe dazu gestellt hatte.

Er kontaktierte daraufhin den Fotografen, der, wie sich herausstellte, genau in der von Marjoleine de Vos beschriebenen Gegend lebt, dort ebenso wie sie täglich spazieren geht und wunderbare Schwarzweiß-Fotos macht. Der Fotograf und die Autorin kannten sich jedoch nicht, und so enthält nun die deutsche Ausgabe diese Fotos, die Jean-Claude Lin und die Autorin extra für diese Edition ausgewählt haben. Dieser Band der Reihe ›Oktaven‹ ist also die Originalausgabe einer wunderbaren Fügung,

ein wirkliches Kleinod, das einen dazu anregt, selbst wieder mehr spazieren zu gehen und die Besonderheiten einer Landschaft, und sei sie zunächst auch noch so unspektakulär, wieder zu entdecken.

Die Autorin verarbeitet aber auch ihre eigenen Erfahrungen, ihre Gedanken, die ihr beim Betrachten der Landschaft durch den Kopf gehen: »Manchmal denkt man beim Spazieren gehen bloß einfache, einfältige Gedanken, und genau das macht das Spaziergehen so angenehm. Dass ausnahmsweise mal nichts Besonderes los ist, dass nur das da ist, was man

sieht.« (S. 12) Doch diese einfachen Gedanken sind, jedenfalls bei der Autorin, häufig literarisch inspiriert, denn es fallen ihr mitunter Gedichte oder Textstellen aus Romanen ein. Und so lernt man im Verlaufe ihrer literarischen Reflexionen auch zahlreiche Dichter kennen, die bei uns zumeist noch unbekannt sind.

Kurzum, wer die Sehnsucht nach dem Spaziergehen noch nicht kennt, der sollte sich dieses Büchlein anschauen und darin verweilen, dann wird sich diese Sehnsucht mit Sicherheit einstellen – wetten wir?

Andreas Neider

Reminiszenz an ein ungewöhnliches Kaleidoskop

JOSEF VÁCHAL: **Der blutige Roman**, aus dem Tschechischen übersetzt, kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Ondřej Cikán, Kētos Verlag, Wien & Prag 2019, 463 Seiten, 25 EUR

Der greise Fürst Don Pedro liegt in seinem Palast sterbenskrank darnieder: »Die Schwarzwälder Uhr auf der Wand schlug die Mittagsstunde. Die spanischen Inquisitoren ließen vom Foltern der Ketzer ab, und das Geschrei der Gequälten ward von dem gottgefälligen Ave Maria abgelöst worden«. (S. 101) Wenige Momente vor dessen Ableben hatte ein spanischer Jesuit jedoch dem siechen Fürsten, der bereits delirierte, drei Kreuze als Unterschrift unter das Testament abgeluchst, in dem von sagenhaften Reichtümern auf der Insel Honolulu die Rede war.

Mord und Todschatz folgen im Wechsel denkbar unterschiedlicher Schauplätze: ein weiträumiger Palast in Barcelona, eine waldige Einöde irgendwo in Böhmen, in welcher der Förster Kalina mit seiner Tochter Maria lebt, oder auch ein Korsarenschiff sowie eine Hafenkasschemme in Amsterdam. In fünfzig kurzen Kapiteln wechseln atemlose Gewalt, Ohnmacht, Flucht und Wahn einander ab. Ein Nebeneinander der Gegensätzlichkeiten begegnet auch in der dargebotenen Erzählweise. Trotz all den Ermordeten, die zuweilen nur irrtümlich für tot gehalten wurden, abgehackten Fingern und dem reichlich spritzenden Blut suggeriert der Erzähler gegenüber dem Leser eine beruhigende Nähe, spricht ihn immer wieder direkt

an und übernimmt die Funktion eines Interpreten. Der Untertitel dieses Romans »Kultur- und Litteratur-Historische Studie« deutet zugleich eine Travestie der dargebotenen Schreckensgeschichten an, zumal sich der Autor in einem umfangreichen Vorwort »Der blutige Roman, seine Abgrenzung und sein Wesen« ausführlich über Schundromane ausgelassen hat.

Josef Váchal (1884-1969) war ein tschechischer Buchdrucker und Schriftsteller und trat in den Jahrzehnten der ersten tschechoslowakischen Republik vor allem als Maler und Graphiker in Erscheinung. Zudem experimentierte er mit eigenen Techniken des Farbholzschnittes. Sein »blutiger Roman« war 1924 in einer Auflage von siebzehn Exemplaren erstmals in Prag erschienen. Neben den zahlreichen Holzschnitten zeichnet sich dieses unorthodoxe Werk durch seine gestaffelten Szenerien aus, die zugleich von einer subtilen Ironie durchzogen ist. Die angewandte Strategie des Romans, verschiedene Handlungsstränge nebeneinander zu entfalten und dennoch in einen Zusammenhang zu setzen, stellt eine frühe Vorwegnahme postmodernistischer Verfahrensweisen dar.

Bereits in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg hatte Josef Váchal produktive Kontakte zu verschiedenen Gruppierungen und Persönlich-

keiten, wie etwa zu Mystikern, katholischen Künstlern, zu theosophischen Kreisen und auch zur ›Psychischen Gesellschaft‹. Sein Temperament wie auch seine Vorliebe für Unabhängigkeit führten jedoch unweigerlich dazu, sich in eine Existenz als Solitär abzusetzen. Váchal zerstritt sich mit Sozialdemokraten und Vertretern der katholischen Kirche ebenso wie mit tschechischen Nationalisten. Spätestens ab 1940 lebte er vereinsamt mit seiner Gefährtin Anna Macková auf dem Bauernhof ihrer Eltern im böhmischen Studeňany bei Jičín/Jitschin. Im ländlichen Windschatten überstand er, von ständiger Armut und Hunger bedroht, die Jahre des Protektorates Böhmen und Mähren und nach 1948 die stalinistische Kollektivierung.

Wenige Tage vor seinem Tod hatte die Kulturbürokratie des real existierenden Sozialismus Josef Váchal mit dem Titel eines ›Verdienten Künstlers‹ ausgezeichnet. In der Folge konnte 1970 sein Roman – in zensierter Form – in der Tschechoslowakei erscheinen, wurde allerdings alsbald wieder verboten. Dennoch war von diesem Roman wie auch von dem graphischen Werk seines eigenständigen Schöpfers unweigerlich eine Wirkungsgeschichte jenseits verordneter Doktrinen und auch kultureller Konjunkturen in Gang gesetzt worden, die in Tschechien bis heute anhält. Unmittelbar nach der »samtenen

Revolution« hatte sich der neugegründete Verlag ›Paseka‹ – unter diesem Namen hatte sich Josef Váchal in seinen Roman als »geheimnisvoller Mann« und Holzschnitzer eingebracht – der Zugänglichmachung des Werkes von Josef Váchal angenommen. In verdienstvoller Weise betrieb der Verlagsleiter in der Stadt Litomyšl/Leitomischl die Gründung eines Váchal-Museums, die Umbenennung einer Gasse in die Váchalova sowie eine Fassadenverzierung mit von Váchals Holzschnitten inspirierten Graffitis. In den böhmischen Ländern verfügt die Verbindung moderner Kunstverfahren mit der unmittelbaren Lebenswirklichkeit über eine gewisse Tradition, wie es sich etwa auch im »Poetismus« der 1920er Jahre gezeigt hatte, einer genuin eigenständigen künstlerischen Ausdrucksweise. ›Der blutige Roman‹ wurde bereits zweimal verfilmt. Mit der vorliegenden Ausgabe liegt erstmals eine Übersetzung in das Deutsche vor. Der Übersetzer Ondřej Cikán hat zudem ein ausführliches Nachwort und eine sorgfältig zusammengestellte Kommentierung beigezeichnet, die sich wie eine eigene kulturgeschichtliche Betrachtung lesen. Die liebevolle Aufbereitung dieses Buches bis hin in die Übernahme leicht verruschter Lettern im Schriftbild stellt ein authentisches bibliophiles Ereignis dar.

Volker Strebel

Valentin Tombergs Leben und innerer Ansatz

HARRIE SALMAN: **Valentin Tomberg und das Schicksal der platonischen Strömung in der Anthroposophie**, Novalis Verlag, Steinbergkirche 2021, 191 Seiten, 19,80 EUR

Für viele birgt die Persönlichkeit von Valentin Tomberg auch heute noch ein Rätsel. In Estland aufgewachsen, von der bolschewistischen Revolution traumatisch getroffen, wird er schon jung ein Mystiker, Theosoph und ersehnt die Schülerschaft bei Rudolf Steiner. Marie Steiner fördert ihn zunächst und »verstößt« ihn dann, auch aufgrund von Gerüchten über sein Privatleben, an denen aus der Rückschau wenig dran ist. Tomberg löst sich aus seiner protestantischen Herkunft und wendet sich der Orthodoxen und noch später der Katholischen

Kirche zu, wobei er das im Sinne der Ökumene nicht als Widerspruch sieht. Auch mit der Christengemeinschaft knüpft er – ausgerechnet in deren Verbotszeit – Gespräche an, die aber unglücklich enden. Letztlich wird er wohl aus dem konservativen Gesellschaftsverständnis seiner späten Jahre die katholische Kirche für bedeutender gehalten haben, auch wenn er mit deren Dogmen – abgesehen von der Marienverehrung! – weniger anfangen konnte als mit der Messe, die er als bewahrte und einigkeitsstiftende Geistigkeit erlebte.

Es ist schade, dass Tomberg so viel verdächtigt und sogar verachtet worden ist, z.B. als Vertreter des Jesuitismus. Es werden ihm Schwächen angekreidet, die man mit ebenso schlechter Berechtigung auch manchem anderen bedeutenden Menschen bescheinigen könnte.

Harrie Salman stellt Tombergs Leben und geistige Einstellung präzise dar, wobei er unterstreicht, dass Tomberg in den inneranthroposophischen Streitigkeiten der Dreißiger Jahre (von denen die Christengemeinschaft weniger stark berührt war) den Eindruck gewann, dass die Erkenntnis über die Herzenskultur gestellt wurde, die aristotelische Haltung über den Platonismus. Seine Vertrautheit mit der Welt lebendiger Ideen und Bilder überwog bei weitem

seine Hochschätzung praktischer Lebensfrüchte der Anthroposophie. Salman lässt sich von der plotinischen Gesinnung leiten, dass man nur erkennen kann, was man liebt; und doch verkennt er nicht die Schwächen und Brüche in Tombergs Entwicklung.

Tombergs späte Fehltritte über Anthroposophie und Christengemeinschaft und seine generelle Geringschätzung der Arbeitsergebnisse der »Tochterbewegungen« müssen uns heute insoweit wenig behelligen, als wir sie eben als Irrtümer erkennen. Es bleibt aber ein peinlicher Rest: nämlich die intolerante Aburteilung eines Mannes durch Anthroposophen, die Gesprächsmöglichkeiten verhindert hat.

Frank Hörtrreiter

Christentum und Entwicklungsgedanke

URSULA ZIMMERMANN-BAUR: **Heinz Zimmermann (1937–2011) – Ein Lebensbild**, Selbstverlag, Dornach 2021, 160 Seiten, 21 EUR – Vertrieb durch die Kooperative Dürnau, Im Winkel 11, 88422 Dürnau; in der Schweiz durch die Buchhandlung am Goetheanum, Dornach

Die Anthroposophie ist eine geistige Wirklichkeit, die schrittweise verinnerlicht und mit dem eigenen Bewusstsein kraftvoll erobert werden kann. Anthroposophie ist – wie es Rudolf Steiner einmal erläutert – das »Bewußtsein seines Menschentums«¹. Ein eindrucksvolles Beispiel dieser »Vermenschlichung« ist das Leben und Wirken von Dr. Heinz Zimmermann.

Zehn Jahre nach seinem Tod wurden seine Motive, Impulse und Erkenntniswege von seiner langjährigen Lebensbegleiterin und Ehefrau in einer kleinen Gedenkschrift zusammengestellt, in der sich hinter einem bescheidenen Äußeren ein wunderbar reicher Inhalt verbirgt.

Im Rahmen einer losen Chronologie und in vielen ansprechenden Fotos begegnet man dem künstlerisch-sprachwissenschaftlichen Streben eines fortwährend übenden, humorvollen und selbstkritischen Menschen. Mit eingestreuten Tagebucheinträgen werden zentrale Anliegen dargestellt: »Mein Lebensziel und meine Lebensaufgabe ist der Dienst am Wort, am Logos«, danach werden genannt: »Zur Typologie des Gesprächs« (zugleich Titel seiner Dissertati-

on und späterer Forschungen), eine goetheanistische Grammatik (als Beziehung der Gedankenkunst zur Sprachkunst), Christologie (Religion) und Kunstgeschichte. »Dabei ist mein liebstes Buch die Philosophie der Freiheit« (sie wird immer wieder hervorgehoben). (S. 65f.)

Diese Eintragungen stammen aus dem Jahr 1978 (mit 38 Jahren), auch diese: »[D]as stille Pflegen und Reifenlassen steht dem ständigen Produzieren und ans Licht Bringen gegenüber. Die Kraft des Schweigens – sie muß umso mehr geübt werden, je mehr ich zum Reden gefordert werde, aber nicht mit dem Dünkel, ich wüßte es wohl, sondern mit dem Bewußtsein, von der Welt zu lernen ...« (ebd.) Aus all dem geht sein essenzieller Impuls hervor, nicht einfach eigene Weisheiten zu verbreiten, sondern diese so zu vermitteln, dass in den Zuhörern, bei den Teilnehmern die höchstmögliche Eigenaktivität entstehen kann. So hat Heinz Zimmermann nicht nur gemeinsame Bildbetrachtungen zum Abendmahlsbild Leonardo da Vincis durchgeführt, sondern die Teilnehmer sollten das Bildgeschehen selbst szenisch darstellen und

in die Beziehung der Apostel zu Christus hineinschlüpfen. Auch in den hier erstmals veröffentlichten Nachschriften dreier ganz unterschiedlicher Vorträge ist dieser methodische Ansatz unmittelbar erfahrbar.

Man begegnet auf diesen Seiten dem Waldorfschüler in Basel, der anfänglichen Universitäts-Karriere, die zugunsten des Waldorflehrerseins (wieder in Basel) aufgegeben wurde, der Mitarbeit in der Waldorflehrerausbildung und ab 1989 dem Vorstandsmitglied am Goetheanum als Leiter der Pädagogischen Sektion,

später auch der Jugendsektion. Auf diese Weise kann man seine eigene Begegnung mit Heinz Zimmermann vertiefen und lebensvoll erinnern. Das Gestern kann zum Heute werden. Aber auch wer ihm nie begegnet ist, vermag dem Wesen dieses besonderen Menschen bei der Lektüre dieses Büchleins nahezukommen.

Wolfgang Kiltthau

1 Rudolf Steiner: ›Anthroposophische Gemeinschaftsbildung‹ (GA 257), Dornach 1989, S. 76.

Geisteshände neu bilden

WILFRIED KESSLER: **Das Mädchen ohne Hände – Eine Zeitbetrachtung**, BoD, Norderstedt 2021, 84 Seiten, 10 EUR

Volkmärchen sprechen in der Regel tiefe Entwicklungswahrheiten des Menschen aus. Der Eurythmie- und Theaterlehrer Wilfried Kessler zeigt an verschiedenen Märchen, wie diese auf Entwicklungs Herausforderungen deuten, die gerade in den gegenwärtigen Ereignissen an die Menschen herantreten. Im Zentrum der Betrachtung steht das Grimmsche Märchen ›Das Mädchen ohne Hände‹ und eine russische Version desselben. Dieses Mädchen ist ein Bild für die menschliche Geistseele, die auf dem Weg in den Erdenleib ihre Geistesarme verliert und als rein intellektuelles Wesen erwacht. Der Intellekt versucht die irdischen Verhältnisse zu »managen«. Aus diesem rein irdischen Bewusstsein lässt sich die soziale Frage jedoch nicht lösen.

Die Tragödie unseres staatlichen Bildungswesens ist, dass es die Hände der Geistseele so gründlich abhackt, dass die Menschen noch nicht einmal die Existenz derselben ahnen. In ›Das Mädchen ohne Hände‹ wachsen der Geistseele die Hände wieder nach. Kessler versucht aus der imaginativen Menschenkunde der Märchen und den Erkenntnissen der modernen Geisteswissenschaft einen vertiefenden Blick auf das moderne Zeitalter und das aktuelle, die Menschheit zutiefst erschütternde und prüfend herausfordernde Zeitgeschehen zu werfen. Der Weg, wie die Geisteshände neu gebildet werden können, ist längst beschrieben. Nur muss jeder für sich ihn entdecken und gehen.

Stephan Eisenhut

Corrigenda

In Heft 3/2021 wurde in dem Interview, das Eric Bollmann mit Prof. Dr. Till-Sebastian Idel geführt hat, der Vorname von Herrn Idel fälschlicherweise als Christian angegeben. Der Fehler betrifft die Seiten 3 und 4, sowie 96 und 97.

Ferner wurde unser Autor Dr. med. Udo Kamentz auf S. 77 fälschlicherweise als »Hautarzt,

Allergologie und Facharzt für Umweltmedizin« bezeichnet. Tatsächlich ist Herr Kamentz Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten mit den Zusatzbezeichnungen Allergologie und Umweltmedizin. – Für beide Fehler übernimmt die Redaktion die volle Verantwortung und bitet hiermit um Entschuldigung.